

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 68.

Mittwoch, 18. März.

1931.

Die vertauschte Lotosblume / Roman von Erica Grupe-Lörcher.

(17. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Warum bist Du so pessimistisch, Hansfried?“

Er wandte den Kopf zur Seite und sah in den stillen Park, der von den glänzenden Festen zu träumen schien, die er hier einst gesehen und die das blutige Fanal der Revolution für immer ausgelöscht. Dann blickte er ihr ins Gesicht: „Weißt Du, Luitgard, daß Du zu beneiden bist? Du kannst arbeiten! Du hast Deinen Beruf, hast Aufträge, hast Einkommen. Kannst Zielen nachgehen, kannst — kurz, Du kannst eben!“

Sie preßte die Lippen zusammen, als dürften ihre Gedanken ihr nicht entslüpfen. Sie dachte: wenn du wüßtest, wie viel lieber ich anderes täte! Einen Hausstand aufbauen und in Ordnung halten.

Sie dachte weiter: ich kann ihm das alles doch nicht sagen! Daß ich viel lieber heiraten möchte und im Leben unter dem Schutze eines guten und gebildeten Mannes stehen als selbständig Geld zu verdienen, meine „Freiheit“ haben. Deswegen meinte sie jetzt in einer neuen tapferen Selbstbeherrschung: „Aber Du kannst doch auch vieles, Hansfried! Was alles hast Du sicher in den Tropen schon geleistet.“

„Ja, ich konnte. Aber dann kam das Heimweh. Und allerlei Gefühlsdinge. Man sagte sich: nun habe ich den Fremden genug gedient. Jetzt dien' ich der Heimat! Ich möchte ein Glied in der Kette sein, die die deutsche Heimat wieder hochzieht. Ja, ein Glied wenigstens. Aber dann kommt eine Enttäuschung nach der andern. Man findet keine Anstellung. Ein Diplomingenieur? Was für eine Konkurrenz bei der Inflation an den Hochschulen, und dabei eine Einschränkung der deutschen Wirtschaft, der Industrie. Man arbeitet mit halber Kraft. Man schiebt Kräfte ab. Deutschland hat keine Kolonien. Und die Heimat hat keinen Raum.“

Er trat jetzt dichter an sie heran und sagte in einem gewissen Bedürfnis, sich sein Bedrängnis vom Herzen reden zu können: „Kennst Du ein Buch, das heißt: „Das Volk ohne Raum“? Das sind wir, die Deutschen! Unser Land hat nicht genug Platz auf seiner Scholle —“

Es wurde sekundenlang sehr still zwischen ihnen, denn sie beide wurden traurig.

„Ach, geh, Hansfried, sei nicht so pessimistisch!“

Er aber ballte die Hände impulsiv zu Fäusten: „Ahnst Du, Luitgard, was es für einen jungen, kräftigen, gesunden Menschen, mit gutem Examina, heißt: arbeiten wollen — und nicht können? Vor Überangebot, vor Konkurrenz, vor Einschränkung unserer Wirtschaft und Industrie?“

Sie hörte seine Pein heraus und fand weder einen Trost noch eine Hoffnung.

Ingrimmig setzte er nun hinzu: „Wenn man in Deutschland meinen guten Willen nicht braucht, und meine Arbeit nicht, — dann muß ich eben wieder im Auslande suchen. In Spanien z. B. gelten deutsche Ingenieure viel.“

Sie hörte jetzt hauptsächlich das Wort „Spanien“ heraus. Dachte er bei seiner Zukunft an Feliza?

Mit einem Gemisch von Trauer und Stolz dachte sie: wenn er mich doch fragen wollte, ob ich auf ihn warten möge? Ein Jahr, zwei Jahre, bis er beruflich so weit

ist, um mich zu holen. Ich würde bejahen! Jetzt könnte er doch ein Wort hierüber fallen lassen, wo wir unter vier Augen sind, — wenn er überhaupt wirkliche Absicht auf mich hätte —!

Er aber schwieg auch und dachte: „Vor fünfzig, vor hundert Jahren hätte ich sie fragen können, ob sie auf mich warten will? Jetzt aber? Ein stellenloser Dipl.-Ingenieur und sie ein gut verdienendes selbständiges Mädel?“

Ein Sonnenstrahl stahl sich aus dem weißgrauen flockigen Frühlingsgewölkt und legte sich lieblosend über den kleinen Altan. „Man könnte sich fast vorstellen, wie die Königin jetzt aus dem Parke kommt und hier über den kleinen Altan in den Musiksalon ginge“, meinte Luitgard endlich, um nach dem lastenden Schweigen, das zu nichts eine Brücke schlug, abzulenken. „Wie oft mag die arme Königin im dunklen Kerker der Conciergerie an ihr geliebtes Trianon gedacht haben!“

Der Sonnenstrahl verschwand wieder leise und langsam. Hansfried antwortete nicht. Er sah in den Park hinaus. Ihm erschien das Leben wie dieser Tag ohne Hoffnung, wo ein kurzer Sonnenstrahl sich wieder davonstahl.

9. Kapitel.

Jeanne saß im Vorzimmer des Sekretariats der spanischen Botschaft in Paris. Er hatte sich noch nicht entschließen können, ins Sekretariat einzutreten, sondern sondierte im Vorzimmer erst, wer sich drinnen befand, und überlegte sich nochmals in Ruhe jedes Wort, das er hier vorsichtig wagen wollte. Wäre er nicht Feliza und ihrem unglücklichen Schicksal so wirklich ergeben gewesen, so hätte er jetzt hier nicht um die Erlaubnis gebeten: mit einer Vollmacht von Feliza um Übersendung einer Geldsumme des Bankkontos von Feliza an einem Sevillaner Bankhause zu bitten, damit der Betrag wirklich in ihre Hände kam, und nicht etwa auf unerklärliche Weise irgendwo konfisziert wurde!

Plötzlich fuhr er auf. Drinnen näherten sich jetzt Schritte. Die Tür vom Sekretariat wurde lebhaft aufgerissen. Zwei Herren kamen durch das Vorzimmer. Der Eine, der Jüngere, redete mit größter Lebhaftigkeit und Erregung auf den Andern ein, der ein gemesseneres Wesen besaß.

„Wir stehen vor einem vollkommenen Rätsel! Die junge Witwe, eine Bekannte von mir aus Sevilla — verschwand auf unerklärliche Weise vom Kurhausball in Baden-Baden, und —“

„Aber wie kam unsere Landsmännin dorthin?“

Die Antwort wurde durch das Zuschlagen der Tür zwischen Vorzimmer und Eintrittshalle verschlungen. Jeanne sprang erregt auf. Die Beiden sprachen von Feliza! Ein gleiches Schicksal hatte sicher keine andere als sie.

Sofort war er entschlossen, den beiden Herren zu folgen, denn der Eine war bestimmt auf der Suche nach Feliza und schien ihr ergeben zu sein.

Als Jeanne lähn die Eintrittshalle betrat, verabschiedeten sich beide Herren soeben unter irgend einer schnell gefaßten Verabredung. Der Ältere begab sich durch eine Nebentür in die Botschaft zurüd. Der Jün-

gere verließ das Palais, um sein draußen wartendes Mietauto zu besteigen.

Jeanne eilte hinter ihm her und erreichte ihn gerade noch auf dem Trottoir.

„Dürfte ich den Herrn um einige Minuten Gehör bitten?“ fragte er auf französisch.

Der Herr blieb stehen und antwortete, da er eine Bittstellerin in ihm vermutete: „Was wünschen Sie? Wollen Sie zur spanischen Botschaft?“

Jeanne warf einen Blick auf den Chauffeur, der das Einsteigen des Fahrgastes erwartete. Deswegen sagte er jetzt auf Spanisch: „Ich möchte Ihnen von der Aufdeckung eines unerklärlichen Vorganges sagen.“

Don Flavian wurde aufmerksamer: „Sind Sie Spanierin, Mademoiselle?“

Da Jeanne sich alle diese möglichen Fragen bereits zurechtgelegt hatte, meinte er ohne Zögern: „Meine Mutter war Spanierin und heiratete einen Pariser. Dadurch ist mir das Spanische so geläufig wie das Französische. Vielleicht darf ich Sie deswegen jetzt auf Spanisch fragen: wünschen Sie Mitteilung über das Schicksal einer jungen Witwe aus Sevilla, die kürzlich in Deutschland verschwunden ist?“

Don Flavian erbläute vor jäher Überraschung. Sein Gesicht mit dem brünetten Timbre des Südländers wurde für Momente aschfahl.

„Wissen Sie mir darüber etwas zu sagen, Senorita?“

Seine Vermutungen schossen nach den verschiedensten Richtungen auseinander. Diese Person konnte sich mit im Komplott mit den beiden Entführern befinden und jetzt eine Erpressung auf pekuniärem Gebiet versuchen. — Vielleicht aber war sie wirklich über Felizas Schicksal unterrichtet?

„Ja, Senor. Ich habe ihr zur Flucht verholfen, und weiß, wo sie sich befindet.“

Er sah sie prüfend an. Innerlich erzitternd, hielt Jeanne sich in starker Fassung. Er fragte ja einzig nach dem Ausdruck seiner Augen, und der war tug, gültig und ergeben. „Darf ich vielleicht fragen, Senor, warum Sie eben hier in der Botschaft von der jungen Frau sprachen?“

„Der Herr ist mir befreundet, und bei der Botschaft hier attachiert. Als ich herkam, um nach Dona Feliza zu suchen, — deren Spuren nach Paris führten — erfuhr ich, daß dieser Herr — auf dessen Mithilfe ich gehofft hatte, bis heute verreist sei. Deswegen suchte ich ihn sofort heute morgen auf, um ihn einzuweisen, und wir verabredeten eine eingehende Besprechung um zwölf Uhr. Sagen Sie mir die Wahrheit, Senorita, wenn Sie behaupten, den Aufenthaltsort von Feliza zu kennen?“

„Gewiß, mein Herr. Dürfte ich Ihnen den Beweis bringen? Sie kennen die Dame persönlich?“ fragte Jeanne in der geheimen Besorgnis, Feliza jetzt womöglich einem ungünstig Gesinnten zuzuführen.

„Gewiß. Auch ich bin Sevillaner. Heiße Don Flavian, und...“

Er verstummte, als Jeanne eine unwillkürliche Bewegung erschütterter Beruhigung machte. „O, Dona Feliza sprach öfters von Ihnen. Sie tauchten damals ganz unerwartet in Baden-Baden auf?“

Jetzt schwanden Don Flavian die letzten Spuren von Mißtrauen und Argwohn, da diese junge Person sich so orientiert erwies.

„Wo weist Dona Feliza? Ist sie tatsächlich hier in Paris?“

„Ja, Senor. Wir sind aus dem Sanatorium im Elsaß, wohin diese Schurken sie schleppten, und wo ich in Stellung war, — glücklich entflohen und kamen nach Paris. Aber sogleich bei der Ankunft hier passierte uns ein Mißgeschick. Unser Auto stieß mit einem andern an einer Straßenkreuzung zusammen, und mehrere Glassplitter des Fensters verletzten sie an der Stirne, einer unmittelbar das Augenlid. Deswegen brachte ich meine Herrin sogleich in eine Privatklinik. Dort befindet sie sich jetzt. Ich selbst wollte eben an der Botschaft im Auftrag von Dona Feliza die Angelegenheit melden und um Zusendung eines Geldbetrages vom Sevillaner Banthaus der Senora auf offiziellem Wege bitten.“

„Steigen Sie mit ein, Senorita, und führen Sie mich gleich zu Dona Feliza! Sicher kann ich ihr helfen.“

Der Chauffeur erhielt die Adresse und fuhr in die Privatklinik. Unterwegs hatte Jeanne Muße, die Erlebnisse von Feliza in den Hauptlinien zu erzählen, soweit Jeanne selbst sie vom Sanatorium aus kannte. Er schilderte alle Vorgänge, die Einlieferung durch den Schurken, dann die Flucht, den kurzen Aufenthalt im Kloster St. Odilien mit der Fastenübung, die Reise nach Paris, den Autounfall, mit solch lebendiger Plastik an Worten und Gebärden, daß Don Flavian vor Spannung und Aufmerksamkeit überhaupt nicht auf die Persönlichkeit von Jeanne selbst achtete oder nachdachte.

Er war gespannt, wie sich Feliza jetzt zu ihm selbst stellen würde, nachdem sie damals auf dem Ballo fast vor ihm geflohen war. Deswegen lehnte er eine Anmeldung durch Jeanne ab, sondern bat ihn, im Wohnzimmer des kleinen Salons zu warten, in dem sich Feliza aufhielt.

Feliza saß allein mit einem Verband über Stirn und Augen in einem kleinen Ecksofa, die Hände ergeben ineinander verschränkt.

Don Flavian verharrte sekundenlang nach seinem Eintritt im Salon. Ihn bangte ein wenig. Wie würde sie ihn jetzt aufnehmen, noch immer voller Mißtrauen, — als vermeintlichen Abgesandten ihrer zürnenden Eltern?

Als sich, nachdem die Tür verschlossen, niemand regte, hob Feliza erwartungsvoll den Kopf und fragte auf französisch: „Wer ist da?“

Don Flavian nahm sich jetzt ein Herz und ging auf sie zu: „Ein Landsmann von Ihnen, Senora, der Ihnen seine Dienste anbieten möchte! Ein gütiges Schicksal führte mich eben mit Ihrer Dienerin auf unserer Botschaft zusammen.“

Sie verharrte einige Sekunden schweigend und überlegend. Er sah jetzt die Einzelheiten ihres Verbandes. Die weiße Mullbinde umschloß ihre Stirne und überschattete ihre Augen. Dadurch lenkte sich die Aufmerksamkeit um so mehr auf ihren schön gezeichneten Mund mit den feingekrümmten Amorbögen, das Oval ihres Gesichtes, und ihr schönes, fast blauschwarzes Haar.

Nun, da sie wieder das gute elegante Spanisch eines gebildeten Landmannes hörte, kämpfte sich ihr Grundnaturell: Vertrauen und Offenheit, siegreich über das kummervoll angewöhnte Mißtrauen hinweg. Sie reichte ihm aufs Geratewohl die Hand entgegen, die er jetzt ritterlich und leicht an die Lippen führte.

„Darf ich mich an Ihre Seite setzen, Senora? Ich muß Ihnen vor allen Dingen jetzt ein Geständnis machen: Ich habe bereits den Vorzug, Sie zu kennen, da auch ich Sevillaner bin.“ Und als sie eine unwillkürliche, vielleicht als Schreck zu deutende Bewegung machte, setzte er mutig hinzu: „Ich bin — bin — Don Flavian.“

Jetzt verriet nicht die geringste Geste ihre Überraschung. Die Erlebnisse hatten sie seit Baden-Baden so müde gemacht, daß sie jetzt nicht mehr erschrocken gewesen wäre, wenn Don Flavian sich als Abgesandter ihrer grossenden Eltern dokumentiert hätte. Schließlich war sie sogar entschlossen, eine reuige Rückkehr nach Sevilla zu unternehmen, nur, um aus dieser dunklen Wirrnis zu entkommen, in der sie sich immer noch von unbekannten bösen Gewalten umlauert fühlte!

Er bemerkte, wie eine dunkle Röte sich langsam über ihr Gesicht breitete und ihre tiefe Erregung verriet. (Fortsetzung folgt.)

Zum Geleit.

Zwing den Tag mit harten Händen,
Heut mußt du dein Werk vollenden.
Wäg' die Kraft und steck dein Ziel:
Drang ist Leben, Kampf ist Spiel!

Jede Tat ist Spruch und Sendung,
Jede reißt dich zur Vollendung;
Und dir blüht aus Lust und Not
Arbeit, Friede, Glück und Brot!

Wilhelm Lennemann.

Letzte Begegnung.

Von Franz Dattner-Wien.

Im regnerischen Monat April, nach acht Jahren kam Georg wieder in die kleine Stadt. Ein störrisches Schicksal hatte ihn in der Welt herumgetrieben: nun war er wieder da, wieder eingeschlossen im Dufkreis eines ersten Erlebnisses. Hier war ihm die starke Liebe seines Lebens widerfahren: wie oft war er diese winkeligen Gäßchen mit ihr gegangen, in einem verwitterten Hausportal hatte er sie geliebt. Und nun kühlte er wie einst das junge Frauenherz an seiner Brust pochen. Frühling war damals gewesen, Gottes seligster, betäubendster Ritz: die Bäume waren grün, lebendig blaugrün überhaucht und die Welt voll Fröhlichkeit. Und jetzt: der Regen, tiefelnd, melancholisch. Der Himmel bleifarben verhangen: Georg fröstelte.

Auf der Straße klingelte lethargisch eine Straßenbahn vorbei. Es war am hellen Tage und doch gingen die Menschen wie schlaftrunken. War er das wirklich, wieder er selbst, auf diesem Friedhof seines Herzens wandelnd? Niemand sah ihn an: er war ein Ausgestoßener.

Hier an der Ecke, in diesem Hause hatte er gewohnt. Jetzt war im Souterrain eine Mollerei eingezogen, aber war nicht da immer ein Friseur gewesen? Richtig, da war er ja! Eine leichte Bewegung, hineinzutreten, Guten Tag zu sagen. Nein, lieber nicht! Vielleicht lebt der Mann nicht mehr, oder er war grau geworden und erinnerte sich nicht mehr an ihn. Still, still, nichts mehr. Oben war das Fenster noch, dieses breite, dreiteilige Fenster seines Zimmers. Die weißen Vorhänge: sie verhielten ein erstes Gläd.

Der Regen schlug ihm ins Gesicht. Nicht hier bleiben, weg von hier!

Er hatte ihr geschrieben gehabt. Von der Station vorher, eilig, an ihre alte Adresse, an das Mädchen Maria. War sie jetzt Frau geworden? Vor drei Jahren hörte er, auf Umwegen, sie hätte sich verlobt. Auf dem Bahnsteig hatte er nach ihr ausgespäht: aber sie war nicht gekommen. Brennend war ihm das ins Herz gestochen. An der Sperre: nichts. Fremde Gesichter. Die große Bahnhofshalle grau. Ein grauer Tag.

Jetzt konnte er ja noch weiter gehen, o ja, hier gerade aus und dann rechts: in ihrem Hause, bei Nachbarn, beim Pförtner nach ihr fragen. Schreckliches Beginnen: war sie nicht dort, würden diese Menschen nicht wissend lächeln, grinsen über sein blaßes zudendes Gesicht? Nein, nein! Hier mußte eine stärkere Macht helfen als ein Willen! Er mußte ihr begegnen, hier, auf der Straße, im Regen, in der Taubheit dieses Tages. Vielleicht an der Ecke dort: sprechen können, ein Wort nur, ein Händedruck. Wie verworren dieses Leben war!

Da ging eine Frau vor ihm. Sie mußte schon längere Zeit vor ihm gegangen sein. Anscheinend noch eine junge Frau: ganz in Schwarz. Sie trug eine Einkaufstasche, man grüßte sie. Sie ging sehr rasch, sie strebte wohl nach Hause: Gemüse, Eßwaren lagen in dem Korb. Neugierde beschlich ihn: wohin ging sie? Wohin führte sie ihn, wenn er ihr nachgehen würde? Unwillkürlich heftete er den Blick auf ihre Füße. Ein jäher Schreck durchzuckte ihn: brennend wie vorher an der Bahn. Ja, sie war es! Furchtbarer Zufall: an ihren Füßen, diesen eiligen beschwingten Füßchen, an dem schlanken Bein im durchsichtigen schwarzen Strumpf hatte er sie erkannt.

Er lief ein paar Schritte vorwärts, ohne sie anzuhäuten, postierte sich an eine Auslage, wandte sich mit einem Ruck. Er blickte erschauernd in fremde gleichgültige Augen, in ein weißes verschwommenes Frauengesicht. Nein, das war Maria nicht: dieses etwas fette Kinn, die starke Nase. Auch die Augen waren es nicht mehr, aber der Mund, der volle, immer kühnbereite Mund! O mein Gott: das war ihr Mund! Und jetzt zögerte sie auch, in ihren Augen war deutlich Besorgnis, aufladerndes Erkennen zu lesen. Sie starrte ihn an. Ein Mann, ein Arbeiter, der vorüberging, zog die Mähe. Sie nickte freundlich, sagte mit einer fremden hohen Stimme „Grüß Gott!“. An diesem Gruß, an der hellen und jetzt fremden Stimme erkannte Georg sie: ja, das war ihr Lachen, ihr kurzes mädchenhaftes Lachen, ihre frohe freundliche Stimme! Und war jetzt nicht seine Röte in ihrem Gesicht?

Georg lächelte auch, wollte — — — — —

Aber warum wandte sie sich jetzt? Warum lief sie plötzlich, noch schneller, noch behender davon, ohne Gruß und Zeichen? Sie flüchtete vor ihm: es war deutlich! Er lief ihr nach, mit zwei Sprüngen war er an ihrer Seite, zog den Hut, atemlos, prahlte: „Maria, erkennst du mich denn nicht?“

Aber nein, das war ja Maria nicht mehr; dieses großporige, aufgedunsene Frauengesicht! Das war ja keine Maria nicht: diese blaffen Lippen, dieses dicke Kinn. Sie sagte rauh: „Was wollen Sie von mir?“

Er würgte, wurde flammendrot. Ohne eine Antwort abzuwarten, lief sie davon.

Georg starrte ihr nach: Gottseidank, es war ein Spuk gewesen, ein Spuk am hellen Mittag. Das war keine Maria nicht: diese kümmerliche, verblähte Person, nein er wußte es jetzt ganz

sicher! Seine Erregung, seine Sehnsucht, sie zu sehen: alles das hatte ihn getäuscht. Dort lief eine fremde Frau mit sinken Weinen. Sie war es nicht gewesen. Maria sah anders aus. Ihre Augen waren hell, sie hätte ihn umarmt, geküßt! Welche Rartheit, eine fremde Frau anzusprechen! Wie er sich nur so täuschen konnte! Unglaublich!

Jetzt brach die Sonne durch den Regen. Ruhe war in seinem Herz. Er wollte gleich fort aus dieser Stadt: Maria sollte weiterleben, irgendwo, immer geliebt, immer jung, hier oder dort — nie vergessen von ihm, niemals wiedergegesehen.

Nein, das war sie nicht gewesen!

Zu Hause sagte die junge Frau: „Eben habe ich Georg getroffen.“ Sie legte Gemüse und Fleisch auf den Küchentisch. Das Kind schrie wieder, sie mußte es stillen.

Der Mann, der mürrisch in Hemdsärmeln dasaß, hob kaum den Blick von der Zeitung: „Du hast mit ihm gesprochen?“ — „Ja.“

„Was hat er gesagt?“

„Er war sehr lieb und hat uns viel Glück gewünscht. Er läßt dich grüßen!“

„Weiter nichts?“

„Weiter nichts“, sagte die Frau. Sie blickte in den Spiegel, sah ihr müdes, verfallenes Gesicht. Ihre Augen waren naß.

Menagerie im Urwald.

Von Ulrich Graf von Reischach.

Die Caboclos (Mischlinge) und Indianer, nicht weniger aber die weißen Ansiedler portugiesischer und anderer Herkunft am Amazonasstrom und seinen gewaltigen Nebenflüssen können sich leicht, wenn sie Freude daran haben, ganze Menagerien halten. Die meisten tun das auch, und so findet man sowohl in den Indianerdörfern als auch in den gewöhnlichen am Stromufer gelegenen, bescheidenen Siedlungen der Mischlinge und der Weißen viel zahme und halbzahme Tiere des Urwaldes, die dort teils zum Vergnügen, teils zum Schlachten, teils auch zum Verkauf an durchreisende Naturforscher oder Händler gehalten werden.

Hunde, Affen und Papageien aller Art gibt es bestimmt überall; die Hunde sind gewöhnlich von einer unbestimmten, mittelgroßen, gelben Mischrasse; die Affen gehören, je nach der Landschaft, verschiedenen Rassen an, von denen die meisten lange Schwänze haben. Meist sind es Spinnenaffen, Vollaaffen oder reizende kleine Springaffen. Die Papageien gehören gewöhnlich den drei Hauptarten an: Es sind Perikiten, worunter es ganz winzig kleine gibt (der „Espirito Santo“ ist noch kleiner als ein Zaunkönig) oder grüne Papageien (sogenannte Amazonen) oder auch Großpapageien aus der Familie der Ara's, also blau-gelbe oder rote Ara's oder auch Arataunas, ganz blaue Hyazintharas.

Oft findet man aber noch viele andere Tiere, namentlich dort, wo Reisende oder Händler hinkommen oder wo die Tiere gesammelt werden, um gelegentlich in die Stadt (Pará oder Manaus) auf den Markt gebracht zu werden. Oft sieht man auch Maracajás, Tigertagen, die gezeichnet sind wie der Jaguar, aber nur die Größe einer großen Hauskatze haben. Sie saugen und kranken, selbst wenn sie ganz jung gefangen und gezähmt sind. Gelegentlich findet man einen jungen Jaguar in den Siedlungen. Ist er ganz schwarz, so handelt es sich um eine wertvolle Seltenheit, die im Tierhandel heiß begehrt wird. Jaguare sind gutmütiger und lassen sich, jung eingefangen, leichter zähmen als Tigertagen.

Auch an Reptilien fehlt es gewöhnlich nicht. Krokodile (Maimans), zahme Schlangen, Leguane, Schildkröten und Eidechsen, Gekos und Laubfrösche aller Art findet man vielfach, besonders da, wo die Eingeborenen aus dem Verkauf der Tiere ein Geschäft machen. Die Krokodile bilden, wenn sie klein sind, einen begehrten Handelsartikel; es sind niedliche Tierchen, wenn sie nicht viel größer sind als eine Eidechse, doch können auch sie schon mit ihren vielen nadelscharfen Zähnen recht unangenehm beißen.

Zahme Schlangen, besonders Ciboias (Boa Constrictor), werden in vielen brasilianischen Häusern zur Rattenvertilgung gehalten. Die Schlange — meist sind es Tiere von zwei bis drei Meter Länge und Armbide — ruht den Tag über in irgend einem dunklen Winkel zusammengerollt und schnappt des Nachts mit unfehlbarer Sicherheit jede Ratte, die in ihre Nähe kommt. Leguane sieht man oft mit einer langen Bastkür am Baum angebunden; sie leben von Früchten und Insekten. Sehr gern werden die kleinen Gekos in den Häusern gehalten, denn sie laufen mit ihren laubfroschartigen Haftfingern an den Wänden lang und fangen die dort sitzenden Moskitos weg. Zur Moskitovertilgung setzt man in Nordbrasilien auch kleine Fische verschiedener Art in jedes Wasser, in jede Regentonne, Kloake, Grube, ja selbst in die wassergefüllten Kelche großer Blattpflanzen in denen sich die Moskitos entwickeln.

In einer solchen Privatmenagerie kann man auch oft die interessanten Stachelschweine (Greifschwanz mit Wiedelschwanz) Fäultiere, Gürteltiere und Tapire sehen. Fäultiere, die sich überall im Urwald auf den Palmen finden, werden von einem gewandten Kletterer wie reife Früchte abgepflückt. Die Indianer umfassen die Palme und legen dahinter die Hände zusammen, als wollten sie beten. Dann stemmen sie die Füße gegen den Stamm und laufen blüßschnell am Stamm hinauf, indem sie die verschlungenen Hände immer weiter emporheben. In wenigen Augenblicken ist so die Kokospalme erklettert. Das Fäultier, das ein blöb-grünes Gesicht hat, wird daheim im Garten auf einen Baum gesetzt, wo es sich oft lange hält. Tapire werden, jung gefangen, zahm wie Hunde und können nur durch ihre Ausdrücklichkeit lästig werden, denn sie beißen und lutschen an allem herum. Mein kleiner Tapir war nur zufrieden, wenn man ihm einen Finger zum Lutschen überließ. Die Brasilianer sind auch große Freunde von kleinen, bunten Vögeln, für die hübsche Bäume aus harten Gräsern geflochten werden. Solche Vögelchen, von denen manche schön singen und pfeifen können, sieht man allenthalben.

Die Einstellung des mehr oder weniger unzüchtigen Indios zum Tier ist ganz verschieden. Es gibt Stämme, denen das Leben des Tieres heilig ist, so daß sie keines töten. Die meisten betrachten das Tier aber ganz als gefühllose Sache; sie behandeln es auch dementsprechend, d. h. als behütetes Spielzeug, solange es ihnen Spaß macht. Die meisten können sich nicht vorstellen, daß ein Tier genau so Schmerz empfindet und leidet wie der Mensch; das gilt leider auch für die Mischlinge und die Portugiesen.

Die Tierhaltung ist in der Äquatorialzone, wo eine ewig gleichmäßige, feuchte Wärme herrscht, beneidenswert einfach. Futter, Früchte, Bananen und dergleichen wachsen überall und kosten nichts. Die Häuser sind ebenerdig und stehen immer in einem großen Garten. Sie sind fast stets von einer breiten Veranda umgeben, die das „Bühnenzimmer“ des Hauses darstellt. Die vielen „Haus-tiere“, die dort „dazu gehören“, leben mehr oder weniger frei und halbwild im Garten und im Haus. Affen jagen sich mit kleinen Nasenbären auf der Veranda, durch das Palmstrobach schiebt sich züngelnd die Boa auf der Mattenjagd, auf der Veranda brüsten sich Aras und Papageien, denen man einen Flügel etwas kuzt, um sie am Wegfliegen zu verhindern. Die Indianer halten sich vielfach Vögel, besonders Großpapageien, der bunten Federn wegen, die sie für ihren Kopfschmuck brauchen.

Man ist unwillkürlich an das Paradies erinnert, wenn man dieses verhältnismäßig sorglose Zusammenleben von Mensch und Tier sieht, das keine Furcht vor Nahrungsmangel und Kälte kennt. Leider gibt es aber auch in diesem Paradies die Schlange, und zwar im wahren Sinne des Wortes: Giftschlangen, ferner noch anderes Ungeziefer, das schlimmer, lästiger und gefährlicher ist, nämlich Molliten, Flies (winzig kleine böse Stechfliegen), Ameisen, Wespen, Gartapatas (Beden), Skorpione und Giftspinnen. Von der letzteren Sorte (Vogelspinnen), die sich in jedem Winkel unter Gerümpel und Brennholz findet, gibt es einige Arten, die größer werden als eine große Männerhand, mit bleistiftiden Beinen und einem Hinterleib, so groß wie eine starke Faust. Allerdings sind diese Tiere selten. Gewöhnlich werden die Vogelspinnen nicht größer als etwa eine Pflaume.

Das Plagiat.

Von Renato Mondo.

Zum Generaldirektor der Gawnner Filmgesellschaft kam ein junger Dichter; er ließ sich nicht von den galonierten Dienern halten, stieß jeden, der ihm den Weg sperren wollte, zurück und sprang in übermütiger Laune über einen mächtigen Klubstuhl dem Gewaltigen gegenüber.

„Was fällt Ihnen denn ein?“

„Ich muß Ihnen etwas zeigen, Herr Generaldirektor, eine tolle Sache.“

„Sehr gespannt. Zeigen Sie!“

Der Gewaltige las ein Manuskript und war begeistert.

Es war eine Schmugglergeschichte, wie es noch keine gegeben hatte. Die Konkurrenz wird zerspringen. Und die Handlung — einfach toll! Der Konflikt zwischen Vater und Söhnen genial gelöst. Der Generaldirektor wußte aber: Begeisterung kostet Geld. Er machte daher ein gleichgültiges Gesicht und sagte, die Sache wäre eventuell zu gebrauchen, man müßte sie allerdings umarbeiten.

Der Autor versuchte zuerst den großen Chef zu überzeugen, daß dies absolut unmöglich sei, aber es gelang ihm nicht. Dann kam der erste Dramaturg der Filmgesellschaft und schrieb, als er die ersten drei Seiten gelesen hatte, wie ein Wilder:

„Das ist ein Plagiat! Das ist eine Gemeinheit. Das lasse ich mir nicht bieten! Ich bringe Ihnen das Originalmanuskript.“

Der Dichter war erschlagen. Er stammelte nur unentwegt: „Das ist nicht wahr, das ist nicht wahr.“

Es dauerte nicht lange und der Dramaturg kam mit seinem Originalmanuskript zurück. Er konnte schwarz auf weiß beweisen, daß der Inhalt derselbe war, wie der in der Arbeit des jungen Dichters; nur die Namen der Personen, deren Zahl nebenbei auch genau übereinstimmte, waren verschieden.

Der Generaldirektor der Gawnner Filmgesellschaft witterte ein großes Geschäft und regte sich riesig auf.

„Das wäre unerhört und auch er ließe sich so etwas nicht bieten. Er würde eine Konferenz einberufen und dann werde man schon sehen!“

Der Dichter gewann seine gute Laune wieder.

Die Konferenz ergab ein sonderbares Resultat: sämtliche sechs literarischen Mitarbeiter der Gawnner Filmgesellschaft zogen, nachdem das Manuskript des Dichters vorgelesen war, aus ihren Taschen geheimnisvolle Papiertrollen, die sie dem Generaldirektor übergaben.

Nichts war anders an all den Manuskripten als die Titel und Personennamen. Der Herr der Filmgesellschaft war platt. Die Betroffenen faselten eine Zeitlang über Gedanken, die in der Luft liegen und über die sattham bekannte Duplizität der Fälle.

Es war herrlich. Der Dichter lachte sich halb tot.

Als die Situation aber so wurde, daß der Generaldirektor schrie, die ganze Geschichte rieche nach Polizei, sprang der junge Dichter auf und sprach:

„Man hat meine Arbeit nicht richtig gelesen. Meine Fassung ist die einzig geniale, ich habe das Sujet wie kein anderer erfasst.“

„Hören Sie auf!“ schrie der Generaldirektor.

„Eine Sekunde noch, meine Herren, ich bin sofort fertig. Ich möchte diese Geschichte nur restlos auflären. Das Manuskript ist weder von einem der sechs Herren hier, noch von mir.“

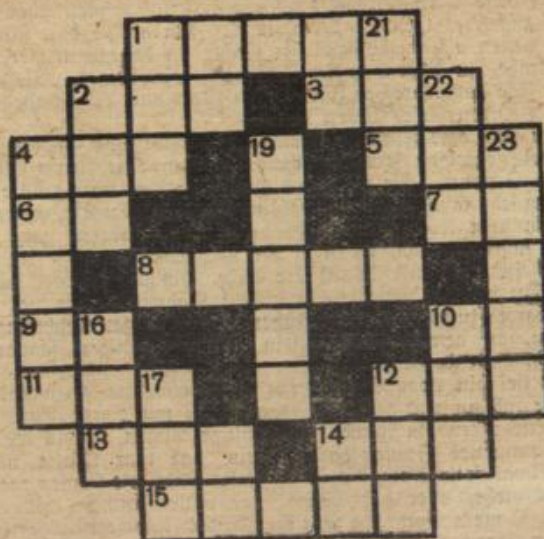
???

„Es ist — verzeihen Sie meine Aufrichtigkeit — von dem deutschen Dichter Friedrich v. Schiller.“

! ? ! ? ! ?

„Und heißt: Die Räuber!“

Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1. Italienischer Dichter. 2. Auszeichnung. 3. Deutscher Badeort. 4. Artikel. 5. Laut. 6. und 7. Tonbezeichnung. 8. Gewebe. 9. Tonbezeichnung. 10. Französischer Artikel. 11. Gebirgswiese. 12. Fremdwort für „durch“. 13. Teil des Auges. 14. Stadt in Südamerika. 15. Teil des Mitteländischen Meeres. — Senkrecht: 1. Einfahrt. 2. Seemannischer Ausdruck. 4. Schauspiel. 10. Männlicher Vorname. 12. Weiblicher Vorname. 16. Nebenfluß des Rheines. 17. Weiblicher Vorname. 19. Deutscher Dichter. 21. Ansiedlung. 22. Chemischer Grundstoff. 23. Menschenrasse.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 61: Wagerecht: 1. Grab. 4. Erle. 7. Diele. 8. Ofen. 10. Bier. 12. Hals. 13. Esse. 14. Anis. 17. Ried. 20. Leba. 21. Erna. 22. Omega. 23. Elle. 24. Anam. — Senkrecht: 1. Gnom. 2. Adel. 3. Bins. 4. Elbe. 5. Reis. 6. Ehre. 9. Fahne. 11. Essen. 14. Alge. 15. Idol. 16. Same. 17. Rega. 18. Fran. 19. Darm.